

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 36 (1946)

Heft: 13

Artikel: Die zerbrochene Melodie

Autor: Christen, Kuno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638871>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Überall, auf allen Bahnhöfen in Österreich daselbe Bild: Schlafende Menschen in den unmöglichsten Körperstellungen, müde Gesichter, aus welchen ausdruckslose Augen ins Leere blicken. Kein Lächeln, keine lauten Worte — Menschen, die bereits totscheinen, zu sein



Aus Rande des Zeitgeschehens —

ein Kleinbahnhof in Österreich

Wer an einem schönen Sonntag oder an Festtagen in unserm Schweizerland auf Reisen geht, der hatte schon oftmals Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit und Pünktlichkeit unserer Bundesbahnen zu bewundern. Gewiss, während den Stosszeiten ist es nicht immer leicht, einen Sitzplatz zu finden. Die SBB verfügen nur über deren 200 000. Und trotzdem ist die Benützung unserer Bahnen, gemessen an den unzähligen Widerwärtigkeiten im Bahnverkehr der uns umgebenden Länder, ein reines Vergnügen.

Anders in Österreich, unserem, von vier Mächten besetzten Nachbarland im Osten. Zwar zirkulieren im Verhältnis zu Deutschland, dank der elektrischen Traktion, der Unabhängigkeit von der Kohle, ziemlich viele Züge. Die Zonenschränke jedoch erweisen sich für einen geordneten Zugsverkehr als gewaltiges Hemmnis. Der einzige Zug, welcher diese Mauer «überklettert», ist der Arlbergexpress, welcher Paris mit Wien verbindet und bereits dreimal wöchentlich fahrplanmäßig verkehrt. Jeder Bahnhof in Österreich bietet heute ein Bild grösster Trostlosigkeit. In den Restaurationsräumen und den Wartesälen drängt sich eine hoffnungslose Menschenmenge, demobilisierte Wehrmachtsangehörige, Rückwanderer aus dem Reich, aus Österreich ausgewiesene Reichsdeutsche, und je nach der Zone französische, amerikanische oder englische Soldaten. Alle verbindet der gemeinsame Wunsch, es möchte sich möglichst bald eine Fahrgelegenheit bieten. Aber bis ein Zug heranbraust, vergehen endlose Stunden — und durch die leeren Tür- und Fensterrahmen bläst eine eisige Biese. Da sitzen und liegen sie dann, die Menschen ohne Heimat, versuchen, in ihre Mäntel und Decken eingewickelt, auf Bänken oder auf dem Fussboden einzuschlafen, Hunger und Kälte zu vergessen. Kleinbahnydill? Nein! Tragik eines kleinen Ländchens.

Links: Keine Schweinslederkoffer, mit Hoteletiketten beklebt, werden heute auf dem Salzburger Bahnhof der Gepäckaufbewahrungsstelle übergeben, sondern Pappschachteln, Schnürbündel und Rucksäcke, welche die spärliche Habe der Flüchtlinge enthalten

(Photopress Zürich)

Unten: Eingehüllt in einen dicken Ledermantel, mit wärmenden Schuhen und warmen Socken, gehört dieser Schläfer, der seine lange Wartezeit mit Schlaf verkürzt, schon zu den glücklichen Menschen, denn die wenigsten Leute verfügen über winterfeste Kleider



Endlich hatten wir alle die langen Gänge der Irrenanstalt durchwandelt. In wieviele Zellen voller Elend, Grauen und Hoffnungslosigkeit sahen wir hinein! Doch die schlimmsten und furchtbarsten Kranken haben wir gar nicht besuchen dürfen. Der Herr Verwalter wollte uns schonen. Gesunde Menschen könnten sich nur nach und nach daran gewöhnen, bemerkte er, bitter lächelnd.

Eben wollten wir uns mit einigen Worten warmen Dankes verabschieden, um erleichtert hinauszugehen — da ertönte plötzlich aus einer nahen Zelle ein furchtbare Schreien, nein, kein Schreien, kein menschliches Stöhnen, aber auch nicht tierische Laute vernahmen wir ... Der Verwalter, der doch an vieles gewohnt zu sein schien, zog die Stirne kraus und biss sich auf die Lippen. Uns lief die Gänsehaut über den Rücken. Die Töne, dieses wahnsinnige Kreischen schien Mauern durchdringen zu können. Es klang nicht stark, doch unheimlich einschneidend, marternd und gemartert. Der Herr Verwalter bat uns, ihn zu begleiten. In seinem Privatbureau angekommen, ließen wir uns alle ungehissen auf die bereitstehenden Stühle nieder.

«Nun, liebe Besucher», sprach der erfahrene Alte, «da Sie eben die Laute unseres schwersten Patienten gehört haben, so fühle ich mich gewissermassen verpflichtet, Ihnen etwas aus der Lebensgeschichte dieses armen Menschen zu erzählen, ohne zu befürchten, mein Amtsgeheimnis preiszugeben. Der arme Patient lebt nämlich als Unheilbarer, ähnlich wie ein Tier, verlassen von allen Verwandten und Bekannten — und muss bis zu seinem Lebensende in seiner Zelle Tag und Nacht eingesperrt bleiben. Schon seit sieben Jahren vernehmen wir von Zeit zu Zeit diese Laute, dieses — Geigenspiel! Sie sind verwundert, nicht wahr, dass ich von Geigenspiel rede? In der Tat, wer's nicht weiß, kann's fast nicht glauben. Der arme Kranke hat nämlich eine richtige Künstlergeige bei sich in der Zelle. Dieses Instrument martert er, lockt aus ihm die furchtbarsten Töne und fängt immer wieder von neuem mit dieser Schauermusik an. Wir dürfen ihm die Geige ja nicht etwa wegnehmen, sonst verfällt er in eine Art epileptischer Krämpfe. Nur wenn er die Geige bei sich weiss, nimmt er Nahrung zu sich. Von Zeit zu Zeit fängt er zu töben und zu wüten an; doch hat er der Geige während des allerschlimmsten Anfalls noch nie den geringsten Schaden zugefügt. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, versucht er zu zerschlagen: nur seine Geige bleibt ständig heil. Wenn aber zufällig eine Saite springt, verfällt er in einen neuen Krampf, und wir beeilen uns, möglichst rasch eine neue Saite aufzuspannen. Dann hört meistens der Anfall auf ... doch will ich Ihnen nun etwas aus seinem früheren Leben erzählen:

Hans Streno, so heisst der Kranke, war der einzige Sohn einer armen Witwe. Sein Vater starb als Alkoholiker, kurz bevor der Knabe das Licht der Welt erblickt hatte. Dieser Vater soll ein ausgezeichneter Cellist gewesen sein; er war Mitglied beim Stadtorchester und gab von Zeit zu Zeit eigene Konzerte, die ihm Ruhm und Geld einbrachten. Mit Geld verstand er zwar nicht umzugehen. Daher wusste sich nach seinem Tode die arme Witwe mit dem kleinen Kind kaum mehr zurechtzufinden, als ihr eigenes, winziges Vermögen nur zu bald verzehrt war. Einige hochherzige Musikfreunde nahmen sich der Frau an. Doch sah sie sich gezwungen, ihr Kind einer Erziehungsanstalt anzu-

vertrauen. Auch sie war nämlich schwer leidend. Das Elend in der Künstlerei, der frühe Tod des Gatten und nun noch die Trennung vom einzigen geliebten Kind, das alles brach ihre schwachen Kräfte und ihr feines, stilles Leben. Als der Knabe drei Jahre alt war, starb auch seine Mutter. Hans Streno hatte sie eigentlich nie recht gekannt. Er wusste nicht, was Elternliebe ist. Er schloss sich seinen Pflegeeltern und Kameraden gegenüber nie auf. Sicher ist, dass ihm in der zartesten Kindheit seelische Wunden versetzt wurden, die seinen durch Veranlagung ohnehin schwierigen Charakter noch mehr verhärteten. Mürrisch und misstrauisch hielt er sich von allen Menschen fern.

Nur einen einzigen Menschen fand er, dem er alles bedeutete und der für ihn alles blieb: fast zu gleicher Zeit wurde auch ein anderer Waisenknebe in der Erziehungsanstalt aufgenommen. An seinen Namen kann ich mich nicht erinnern. Hans Streno nannte ihn stets nur Fin. Im Charakter waren beide ähnlich. Fin allerdings etwas weniger misstrauisch und zurückhaltend. Immerhin sprachen beide nur wenig vor andern Leuten. Beide Knaben zeigten eine ausgesprochene Begabung für Musik. Fin trieb in der Anstalt eine alte, nicht mehr einwandfreie Geige auf. Mit sechs Jahren spielte er darauf kleine Lieder, natürlich auswendig und dazu noch heimlich, da er von Noten nichts wusste. Denn in der Anstalt wurde sehr darauf geachtet, dass die Zöglinge ja nicht etwas «Unnötiges» trieben. Und Streno lernte eben so heimlich auf einem alten Harmonium die Tasten drücken. Als er einmal zum Klavier kam, war er nicht mehr davon abzubringen. Er wurde vom Klavier wie von einem Magneten angezogen. Verbote und Strafen halfen nichts. So kam es, dass die beiden mit zehn Jahren in der Anstalt Konzertlein gaben.

Es galt für sie als ausgemachte Sache, dass sie Künstler würden und derselbst konzertierend die Welt durchzögen. Allein die Erziehungsanstalt hatte andere Pläne mit ihnen vor. Erstens wurde die dicke Freundschaft wenig geschätzt, und zweitens sah man es direkt als Störde an, die Zöglinge zu einem andern als zu einem ausgesprochenen Brothauswerk hinzuleiten. Jede künstlerische Betätigung wurde ohnehin nur als Tagedieberei gewertet.

Eines Tages, als die beiden Jungen zählten vierzehn Lenze, traf sie ein fürchterliches Gebot: von jetzt an durften sie nur noch an den Sonntagen gemeinsam eine Stunde musizieren. Zudem wurden sie von den Lehrern aus sogenannten pädagogischen Gründen mit allen möglichen Mitteln getrennt. Das ertrugen sie nicht. Eines Tages waren sie verschwunden. Der Polizei gelang es nicht, ihnen auf die Spur zu kommen. Erst nach mehreren Wochen wurden sie endlich entdeckt, als sie in einer fremden, mehrere Tagesreisen entfernten Stadt gemeinsam musizierten. Ihre elenden Kleider verrieten sie; denn der kleine Musikerverdienst wurde fortwährend glatt aufgegessen. Die Nächte brachten sie meistens in Ställen oder auf dem Heu zu. Zum Glück war es Sommer. Wie Verbrecher wurden die Knaben in die Anstalt eingeliefert und wie Verbrecher bestraft. Sie wurden einige Tage richtig eingekerkert, und zwar jeder für sich in einem dunklen Loch. Fin soll stundenlang geschluchzt und geschrien haben. Streno habe keinen Laut von sich gegeben; seine dunklen Augen suchten die Mauer zu durchbohren, hinter der sein Freund liegen musste.

Die Folgen dieser Strafe fielen zuun-
gunsten der Erzieher aus: Acht Tage später waren die beiden wieder verschwunden. Diesmal ging es lange, bis man etwas von ihnen wusste. Erst nach Monaten wurden sie in den Bergen gesehen. Und erst im



Der Salat ist ein sehr dehnbarer Begriff. Es gibt viele Dinge, die wir als Salat essen. Hier reden wir von den Pflanzen, deren saftige grüne Blätter genossen werden. Wir haben auch hier aus dem Altertum einzelne versprengte Ueberlieferungen und damit die Gewissheit, dass auch dort diese grüne Pflanze bekannt war. Ob und wie sie gegessen wurde, ist uns leider nicht mit stichhaltigen Erläuterungen bekannt. Erst im Mittelalter begann man die Salatpflanzen gehörig zu schätzen und der starke Anbau der Salate in italienischen Klöstern gibt hinlänglich Aufschluss über deren Kultur. Es waren dann auch die Mönche selbst, die für den Export sorgten, und wir treffen diese Pflanze auch bald hennach in den nördlichen Siedlungen anderer Länder.



Den Kohl kannten bereits die Griechen und Römer. Von den Aegyptern haben wir davon keine Nachricht. In Rom aber empfand man ihn als «allerbestes» Gemüse, als sehr gesund und wohlgeschmackend. Die Zubereitung unterschied sich wahrscheinlich sehr wenig von der heutigen. Finesse: Fette und Gewürze waren schon dazumit Zugaben, die den kulinarischen Genuss erhöhten. Es gibt eine römische Tonlampe mit einem Relief, das einen Korb darstellt, in dem ein Brotlaib, ein Krüglein und ein Rettich befindet. Darunter steht die Inschrift: «Pauperis cena, panem, radicum». (Die Mahlzeit des armen Brots, Wein, Rettich). Römische Autoren brachten ihn ins Rheinland.

Der Spinat hat seinen Start sehr wahrscheinlich in Persien. Dort wurde er unter dem Namen Ispany angebaut. In Indien, wo er seine Kultur entdeckt hat, nannte man ihn Isfany. Von dort wanderte er über Kleinasien und Griechenland, und es waren dann auch die Römer, die auf ihren Eroberungsplänen den Spinat nach Europa vertrugen. Nur ganz allmählich drang die Kultur des Spinats aus Spanien aus, nach dem übrigen Europa und Frankreich. Man erwähnt ihn in den Reisetexten des 14. Jahrhunderts.



Rettich stammt gleichfalls aus Osten, wie so viele andere Gemüse. Radix syria ist sein alter Name, und es waren die Römer, die zu Beginn unserer Zeitrechnung Rom brachten. Im Kunsthistorischen Museum in Wien befindet sich eine römische Tonlampe mit einem Relief, das einen Korb darstellt, in dem ein Brotlaib, ein Krüglein und ein Rettich befindet. Darunter steht die Inschrift: «Pauperis cena, panem, radicum». (Die Mahlzeit des armen Brots, Wein, Rettich). Römische Autoren brachten ihn ins Rheinland.

Über drei Jahre dauerte dieser Glückstand. Für etwas anderes als für Musik interessierte sich keiner von beiden. Das reiche Ehepaar bewog sie zu ihrem ersten öffentlichen Konzert, obwohl weder Fin noch Streno das zwanzigste Altersjahr erreicht hatten. Allerdings schien der Erfolg nicht an der Unmündigkeit der Künstler zu scheitern. Der grosse Abend nahte. Schon aus Neugierde war der Saal gut besetzt. Viele Herrschaften der Stadt wollten doch einmal die beiden Jungen nicht nur hören, sondern auch sehen, von denen so viel Heimliches und auch Unheimliches herumgumkelt wurde. Das Konzert soll auch glänzend verlaufen sein. Besonders Fin habe mit seiner Meistergeige die Herzen der Hörer wirklich im Sturm erobert. Auch Streno soll als Begleiter tadellos gespielt haben.

Schon am Tage nach dem Konzert musste sich Fin zu Bett legen. Eine bis zur Stunde noch nicht bemerkte Lungenerkrankung, verbunden mit einem Nervenzusammenbruch, brach aus und führte den Jüngling unaufhaltsam dem Tode entgegen. Alle Mittel wurden angewendet, und keines half. Drei Tage vor seinem Tod bat Fin seinen Freund, der übrigens fast Tag und Nacht am Krankenbett wachte, um seine Geige.

Und jetzt ereignete sich das, was Streno um den Verstand brachte: der sterbende Fin spielte und spielte seine Seele aus. Mit Worten ist es nie möglich, zu sagen, wie diese Musik geklungen haben muss. Ich weiß nur, dass sämtliche Insassen des Hauses erschüttert und wie gelähmt waren, als Fin mit einem schauerlichen Akkord die Geige auf die Bettdecke sinken ließ und seine letzte Kraft an einem plötzlichen Blutsturz brach. — Drei Tage lang lag er noch da, bleich und mit geschlossenen Augen. Seine Rechte hielt die Rechte des Freundes umfasst. Man liess beide gewöhnen. Als aber nach drei Tagen die Hand Fins erkaltete, erhob sich Streno aus einem tiefen Traum und warrt sich mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei über den Toten. Ohnmächtig wurde er weggetragen.

Diese seltsame Ohnmacht dauerte tagelang — und als Fin schon in der Erde lag, kam Streno wieder zu sich — und doch nicht mehr zu sich: sein Geist war gestört.

Er musste in unserer Anstalt verbracht werden. Nichts als die Meistergeige seines Freunde begehrte er. Und ohne diese Geige kann er eben nicht weiterleben. Entsetzlich ist es anzuhören, wenn er selber zu geigen beginnt. Seit all den Jahren hat er keine Klaviertaste mehr angerührt; er scheint seine eigene Kunst ganz vergessen zu haben. Er versucht immer wieder die abgebrochene Melodie seines toten Freundes weiterzuführen.

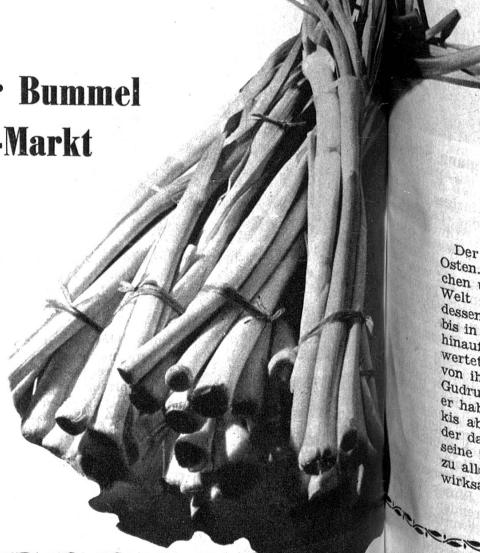
Diese wahnwitzigen Versuche dringen durch die dicksten Mauern des Irrenhauses. Es liegt eine dämonische Kraft und übermenschliche Schauertlichkeit in diesen Tönen, die eigentlich keine Töne mehr sind. Es ist das Röcheln einer todtwunden Seele; es ist die lautgewordene Idee eines Wahnsinns, der nicht sterben kann, bis er die letzten Töne seines toten Freunde wieder gefunden zu haben wähnt. Dieses Suchen, das einem Gesunden die Ohren zerreißt, wird der arme Kranke nicht aufgeben können, bis er selber vom Tode erlöst sein wird. Die Erlösung wünschen wir alle, Gesunde und Kranke, nicht nur zu seinem, sondern auch zu unserm Heil. — Damit habe ich Ihnen die Lebensgeschichte unseres schwersten Patienten erzählt, soweit es mir nach meinen eingehenden Erkundigungen über Hans Streno möglich ist.

Mit diesen Worten schloss der Verwalter des Irrenhauses seinen ergreifenden Bericht.

Kuno Christen

Wissenschaftlicher Bummel über den Engros-Markt

Die Frage nach der Ernährung ist heute besonders aktuell, zumal man entdeckt hat, dass, entgegen der bis anhin geltenden Lehre, noch nicht alle Nahrungstoffe bekannt sind, die zur Aufrechterhaltung des Stoffwechsels erforderlich sind. Indessen pflanzt der Mensch schon seit der Steinzeit Gemüse an: Wir kennen zum Beispiel Linsen, Bohnen, Moorrüben seit mehr als 4000 Jahren. Schon die Pfahlbauern in der Schweiz haben diese Gemüsekultur gehabt. Nun gibt es aber zunächst eine grosse Anzahl anderer Gemüsearten, die aus fremden Ländern erst allmählich zu uns gebracht und hier zur Kultur geziichtet wurden.



Der Lauch kommt aus dem Osten. Juden und Aegypten, Griechen und Römer, die ganze antike Welt waren leidenschaftlich auf dessen Würze erpicht. Er wird bis in den skandinavischen Norden hinein als Gemüse und Würze verwendet. Selbst die Dichtung blieb von ihm nicht unberührt. So sagt Guðrún in der Edda von Sigurd, er habe sich von den Söhnen Gjúkis abgehoben, wie grüner Lauch, der das Gras übertrage. Weit über seine kulinarischen Dienste war er zu allen Zeiten noch als Heilmittel wirksam.

So stammt zum Beispiel die Bohnen aus Amerika, und wir kennen sie demnach erst seit dem Spätmittelalter. Die Pythagoräer überliefern uns in ihren Schriften die Kenntnis von einer Bohnen, und zwar der Saubohne (*faba vulgaris*). Diese Bohnen finden wir schon in neolithischen Siedlungen in Kleinasien, Aegypten, Italien, Spanien; sie wird bereits in der Ilias erwähnt und in den Ruinen Troyas fand man ihre Kerne. Sie galt zu allen Zeiten als ein wichtiges Nahrungsmittel und spielte bei den Totenopfern eine sehr bedeutsame Rolle.



Spätherbst, als die Kälte hereinbrach, gelang es der Polizei, die beiden Jungen zu erwischen. Jetzt waren es aber keine Knaben mehr, sondern Jünglinge, halbreife, verwilderte Burschen. In der Erziehungsanstalt für Kinder war ihres Bleibens nicht mehr. Sie wurden in Zwangserziehungsanstalten eingeliefert, selbstverständlich getrennt. Und zum dritten Mal brannten sie durch, um gemeinsam die Freiheit zu erleben, zu wildern und vorab zu musizieren. Der Winter trieb sie in eine andere Stadt. Da erhielten sie vor allem einen Einblick in das Leben und Treiben der untersten Schichten. In Tingeltangeln spielten sie auf. In Spulunken übernachteten sie. Nie trennten sie sich. Ihre Freundschaft war kein kindliches Jugendkraft. — Ihre Musik hatte sie wiederum verraten; nicht nur Dirnen und Vagabunden hörten ihre Weisen, nein, hin-

Zusammenschaffen. Mit einer heiligen Begeisterung spielten sie dem Abschauern der Hüsternen, gemeinen Dirnen, die nach den hübschen, verwilderten Jungen achteten, gewahrten sie kaum. Sie hörten auch nicht auf die Worte der Landstreicher, die in ihrer allernächsten Nähe Tabak kauten und Schnaps schlürften. Sie sahen nur keine anderen Menschen an; sie sahen nur. Ihre Freunde zu erleben, zu wildern und vorab zu musizieren. Der Winter trieb sie in eine andere Stadt. Da erhielten sie vor allem einen Einblick in das Leben und Treiben der untersten Schichten. In Tingeltangeln spielten sie auf. In Spulunken übernachteten sie. Nie trennten sie sich. Ihre Freundschaft war kein kindliches Jugendkraft. — Ihre Musik hatte sie wiederum verraten; nicht nur Dirnen und Vagabunden hörten ihre Weisen, nein, hin-

und wieder verirrte sich auch ein kulturer Mensch in diese Art Kneipen, allerdings nicht des Kneipens wegen, sondern des seltsamen Töne wegen, die aus der Qualm und übeln Geruch herausdrogen. — So verirrte sich auch einmal ein reicher Kaufmann in die Spelunke, ein reicher, gerade die beiden Knaben musizierte. Der Herr wollte mit ihnen einen Gespräch anknüpfen. Zuerst taten sie störrisch und wollten nichts aussagen. Aber Herr ließ nicht von ihnen ab. Da er in ihr Geheimnis wusste. Da ließ er in seinem Herzen den Plan, die Kaufmann liess nicht von ihnen ab, bis er in der Musik ausbilden zu lassen. — Von dem Tage an ging für lange Zeit das Dunkel im Leben der beiden Töchter aus vornehmen Familien schien die beiden gar nicht zu beachten, obschon sie längst das Reifealter erreicht hatten. Nur ihre Musik verriet täglich ihr überquellendes reiches Innenleben.